

Unterhaltungsblatt

AMT

„Augsburger Postzeitung“.

N. 64.

Dinstag, den 7. August

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fried in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefitzer Dr. Max Huttler).

Im Banne alter Schuld.

Roman von Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

XXXI.

Wolfgang hatte sein Pferd bestiegen und ritt langsam auf der ihm bezeichneten Straße weiter. Eine Stunde nach Tagesanbruch erreichte er den Willenhof. Nachdem der Reitknecht ihm das Pferd abgenommen, begab sich Wolfgang in das erste beste Zimmer und warf sich auf einen Stuhl.

Sein alter Diener Hartwig war ihm gefolgt und bemerkte mit Schrecken sein hohles Auge und seine bleichen Wangen.

„Ich fürchte, gnädiger Herr,“ sagte er sehr besorgt, „Sie sind die ganze Nacht in kein Bett gekommen. Thäten Sie nicht gut, sich ein paar Stunden niederzulegen?“

„Ich könnte doch nicht schlafen,“ versetzte Wolfgang. „Gieb mir etwas Kaffee.“

Der alte Mann brachte schweigend den Kaffee und deckte sorgfältig den Frühstückstisch. Er fand hundert kleine Vorwände, im Zimmer zu bleiben, und beobachtete ängstlich seines Gebieters Gesicht.

Dieses schweigende Forschen aber war dem Baron in seiner jetzigen Stimmung unausstehlich.

„Daß mich allein!“ gebot er finster, und der alte Mann gehorchte.

Als er hinaus war, stand Wolfgang von seinem Stuhle auf und schritt in bitteren Betrachtungen im Zimmer auf und ab. Es lag für ihn etwas Erniedrigendes in dem Bewußtsein, daß man ihm sein Unglück ansehe und ihn deshalb bemitleide.

„Das darf nicht sein,“ murmelte er vor sich hin. „Ich muß mich in der Welt rühren, ich muß handeln, als hätte sie noch Interesse für mich. Friedliche Ruhe und häusliches Glück sind mir versagt, gut, so muß ich Beschäftigung, Unterhaltung, Vergnügen aufsuchen. Ich will die Dinge künftig nur nach ihrer eiteln und wichtigen Seite hin betrachten, und Gebrauch und Sitte sollen für meine Handlungsweise keine beengenden Schranken mehr sein.“

Wolfgang warf sich in den Stuhl, genoß einiges von dem Frühstück, nur daß man es nicht unberührt finden möge, und klingelte dann wieder dem alten Diener.

„Du mußt mich jetzt begleiten, Hartwig,“ sagte

der Baron, nach seinem Gute greifend, „wir wollen nach dem Birkenhäuschen gehen.“ Herr und Diener schritten durch den Park und schlugen, nachdem sie denselben verlassen, einen breiten Pfad ein, welcher, neben einem Bache hinlaufend, in ein kleineres Thal führte. Gleich am Anfang desselben stand ein steinernes Häuschen, welches von einer in der Nähe sich erhebenden Birkengruppe seinen Namen erhalten hatte. Vor dem Häuschen lag ein kleiner Gemüsegarten, die Rückseite lehnte sich an den Hügelzug, der auf seiner sanften Abdachung mit Gras bewachsen war, weiter oben vom Walde begrenzt wurde.

Das einstöckige Häuschen, welches nur drei Fenster Front hatte, gehörte noch zum Willenhofe. Der Baron nahm die beiden Zimmer im oberen Stockwerk und die im Parterre gelegene kleine Küche in Augenschein und versicherte sich, daß alles in gutem Stande sei.

„Ich habe versprochen,“ wandte er sich an Hartwig, „das Häuschen unentgeltlich einer alten Frau als Wohnung zu überlassen. Sorge dafür, daß man aus dem Schlosse die nöthigen Möbel und Geräthschaften hereschafft und das Ganze wohnlich einrichtet. Wahrscheinlich wird sich die Frau heute noch einfinden. Uebrigens kennst Du sie vielleicht, denn sie will meine Eltern gut gekannt haben; ihr Name ist Nölling.“

Der Alte starrte seinen Gebieter eine Weile an.

„Frau Nölling?“ rief er. „Die Wittwe des Dorfschmieds? Doch nein, das ist ja kaum möglich. Die wanderte vor zwanzig Jahren nach Amerika aus, und es hieß, sie sei drüben gestorben.“

„Von Amerika kommt sie eben, und so wird das Gerücht von ihrem Tode wohl falsch gewesen sein.“

Hartwig konnte sich von seinem Erstaunen lange nicht erholen.

„Hm, hm!“ brummte er. „Wie seltsam sich's doch manchmal im Leben fügt! Nun soll sie also wieder im Birkenhäuschen wohnen.“

„Wieder, sagst Du? Hat sie denn schon einmal hier gewohnt?“

„Ja nun, wie man's nimmt. Sie waren damals erst ein Jahr alt, gnädiger Herr, aber Sie wissen, daß Anno Siebzig während des Krieges Ihre guten seligen Eltern fast das ganze Schloß in ein Lazareth umgewandelt hatten, wo viele verwundete Krieger gepflegt wurden. Unter diesen befand sich auch ein schwer verwundeter französischer Offizier. Als er seinen Tod heran-

nahen fühlte, wollte er seine Frau noch ein letztes Mal sehen, mit der er erst seit kaum einem Jahre verheirathet war. Die Frau Baronin schrieb nach Frankreich, und die junge Frau traf gerade noch zur rechten Zeit ein, um ihrem Manne die Augen zuzudrücken. Mein Lebtag vergeße ich die Jammerscene nicht; ach! und die Aermste war eben nahe daran, Mutter zu werden. Da sie in ihrem Zustande der Pflege bedurfte, im Schlosse selbst aber kein passender Platz für sie war, so ließ die Frau Baronin sie in dieses Häuschen bringen und gab ihr die Schmiedswittwe, die bisher bei den im Schlosse liegenden Verwundeten Krankenwärterin gewesen war, zur Pflegerin. Hier schenkte die Französin einem Kinde das Leben und starb. Ein paar Tage nach dem Tode der Mutter starb auch das Kind. Bald nachher wanderte Frau Nölling nach Amerika aus, und später hieß es, sie sei dort gestorben. Woher sie bei ihrer Armuth die Mittel zu der weiten Reise genommen hat, wußte kein Mensch zu sagen. Es ging allgemein das Gerücht, sie habe sich aus der Hinterlassenschaft der todten Französin eine baare Geldsumme angeeignet und mit diesem Schätze und ihrem bösen Gewissen das Weite gesucht.

„Was auf Gerüchte zu geben ist,“ versetzte der Baron, „das zeigt am besten die alte Frau selbst, die von der Fama todtsagt wurde und doch noch lebt. Behandle sie rücksichtsvoll, denn sie ist unglücklich, und laß das Vergangene vergangen sein.“ — — —

Hartwig trug Sorge, daß der Befehl seines Herrn ausgeführt wurde.

Im Laufe des Tages hatte sich Frau Nölling im Schlosse eingestellt und war vom Baron empfangen und von diesem selbst nach ihrem neuen Heim geführt worden. Leider war dies zu einer Stunde geschehen, wo der alte Hartwig sein Nachmittagsschläfchen zu halten pflegte, so daß er seine neugierige Ungeduld, die Schmiedswittwe wiederzusehen, bis zu der ziemlich vorgerückten Abendstunde zügeln mußte, wo er sich auf kurze Zeit von seinem Dienste frei machen konnte.

Die Fenster im ersten Stock waren bereits vom Schimmer der Lampe erhellt, als Hartwig den kleinen Vorgarten betrat. Sein Klopfen an der Stubenthür oben weckte die Bewohnerin des Häuschens aus dumpfem Hinbrüten, dem sie sich, in einem Lehnsuhle sitzend, überlassen hatte.

„Guten Abend,“ begrüßte Hartwig die Alte, indem er ihr, nach alten bekannnten Zügen forschend, aufmerksam in's Gesicht blickte. „Es war der Wunsch meines gnädigen Herrn, daß ich alles thun sollte, um es Ihnen hier so bequem wie möglich zu machen. Wenn Sie noch irgend etwas vermissen sollten, so bitte ich, es nur zu sagen.“

„Ich danke Ihnen,“ gab die Frau zur Antwort, während ihr Auge ohne das leiseste Anzeichen eines Wiedererkennens auf dem alten Diener ruhte. „Es bleibt mir nichts zu wünschen übrig. Der Herr Baron hat mir große Güte erwiesen.“

„Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr, Frau Nölling?“ fragte der Alte. „Vielleicht hilft Ihnen mein Name auf die Spur. Ich heiße Hartwig.“

Frau Nölling machte große Augen. „Sie sind Herr Hartwig, der Kammerdiener des seligen Barons?“ rief sie. „Ha! Ihr Haar war doch sonst so schwarz wie Kohle.“

„Ja, das ist freilich wahr,“ versetzte Hartwig, „aber

die Zeit pflegt die Haare zu bleichen. Sie sind auch sehr verändert, Frau Nölling; Sie waren ein gar stattliches Weib, als Sie damals so plötzlich nach Amerika —“. Er brach ab, indem er sich der Weisung seines jungen Gebieters erinnerte. „Nun, und was ist denn aus Ihrem Sohne geworden? Das war ein strammer Bursche, ein wahrer Riese Goliath. Er diente bei den Garde-Mulanen und wurde im Kriege Anno Siebzig verwundet.“

Frau Nölling nickte. Offenbar wollte sie das Gespräch über diesen Gegenstand nicht fortsetzen. Hartwig hatte, ohne es zu wissen, eine empfindlichere Saite berührt, als wenn er bei seinem ersten Thema geblieben wäre. Sie kam selbst auf dasselbe zurück, indem sie fragte: „Was haben denn damals die Leute zu meiner plötzlichen Abreise nach Amerika gesagt?“

„Ach, es gab ein dummes, einfältiges Gerede,“ antwortete Hartwig einsilbig.

„Ich kann mir's denken,“ nickte sie, während ihr Blick lauernd und forschend auf Hartwig's Miene ruhte. „Aber wissen möchte ich doch, wie man sich damals die Sache ausgelegt hat.“

„Kann mich wirklich nicht mehr darauf besinnen, gute Frau Nölling. Mit dem zunehmenden Alter läßt einen auch das Gedächtniß im Stiche.“

„Nein, nein, Herr Hartwig, Sie wollen nur nicht mit der Sprache heraus. Daß man nichts Gutes über mich gesprochen hat, kann ich mir denken. Ich bin also darauf gefaßt, etwas Unangenehmes zu hören, und ich will es hören. Also reden Sie und schonen Sie mich nicht.“ —

Der Alte war verlegen und doch zugleich begierig, wie die Frau es aufnehmen und ob sich in ihrer Miene das Bewußtsein ihrer Schuld verrathen werde.

„Nun,“ sagte er, sich die Hände langsam zwischen den Knien reibend, „wenn Sie's denn durchaus hören wollen, Frau Nölling, so will ich's Ihnen sagen. Die bösen Zungen behaupteten damals, Sie hätten der französischen Offizierswittwe — hm! —“

„Ich hätte der französischen Offizierswittwe —?“ wiederholte die Alte, als Hartwig stockte, und beugte sich weit vor, während ihr gespannter Blick heiß an seinen Lippen hing.

„Sie hätten der Offizierswittwe ein baares Sümchen abgenommen, das Sie in ihrer Hinterlassenschaft gefunden, und sich damit aus dem Staube gemacht.“

Die Wirkung war eine ganz andere, als Hartwig erwartet hatte.

Frau Nölling lächelte ruhig.

„Da sind die geschäftigen Zungen auf einer ganz falschen Fährte gewesen,“ erwiderte sie ohne jede Spur von Erregung. „Nicht einen Pfennig an Geld oder Geldeswerth habe ich mir von dem Eigenthum der Französin angeeignet, mit alleiniger Ausnahme dieses Medaillons, welches ich von der Uhrkette ihres verstorbenen Mannes loslöste und als Andenken mit mir nahm.“

Sie zog ein Medaillon aus ihrer Tasche und reichte es dem alten Diener hin, der es am Lichte aufmerksam betrachtete. Es war das photographische Brustbild einer schönen jungen Frau.

„Wo und wann hab' ich doch dieses hübsche Gesichtchen gesehen?“ rief Hartwig, den Blick unverwandt auf das Bild gerichtet.

„Nun, das ist doch leicht zu errathen,“ bemerkte Frau Nölling. „Es ist das Bild der Offizierswittwe.“

„Hm! kann sein, kann sein, daß es mir die junge Frau plötzlich wieder in's Gedächtniß zurückgerufen hat,“ gab Hartwig zu, „und doch ist mir's auch, als wäre es noch gar nicht lange her, daß ich dieses Gesicht sah. Du lieber Gott, wenn man alt wird, kehrt sich in der Erinnerung das Unterste zu oberst.“

Man hörte die Dorfuhr schlagen. Fast erschrocken sah der Kammerdiener nach seiner eigenen. „Ei, da hab' ich mich schön verplaudert!“ rief er, sich vom Stuhl erhebend, „gute Nacht, Frau Nölling; mein junger gnädiger Herr wartet auf seinen Thee, den ich ihm jeden Abend Punkt neun Uhr serviren muß. Ein andermal wollen wir mehr von alten Zeiten sprechen. Und nichts für ungut, Frau Nölling — von wegen dem dummen Geschwätz der Leute, aber Sie wollten's nun einmal hören.“

„Und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir's gesagt haben,“ versicherte Frau Nölling, ihrem Besucher die Treppe hinableuchtend. „Gute Nacht, Herr Hartwig. Lassen Sie sich bald wieder sehen.“

Frau Nölling's Besucher war noch nicht lange fort, als sie an der Hausthür, die sie hinter ihm verschlossen hatte, einklopfen vernahm.

Sie öffnete das Fenster.

„Wer ist da?“ fragte sie hinab.

„Ich bin's, Mutter!“ antwortete leise die tiefe Stimme ihres Sohnes.

„Wie hast Du mich aufgefunden?“

„Ich fragte im Schlosse nach Dir.“

Die alte Frau tappte die Treppe hinab und ließ den späten Gast ein.

Sie wollte die Thür offen lassen.

„Schließe wieder zu,“ sagte er in seltsamem Tone, „es ist besser.“

Als beide sich oben in dem erleuchteten Zimmer befanden, blickte Frau Nölling mit Besorgniß in das Gesicht ihres Sohnes. „Ich muß fort, Mutter,“ sagte er, ihre Hand ergreifend, „es wäre vielleicht klüger von mir gewesen, gar nicht erst hierher zu kommen, aber ich wollte Dich noch einmal sehen. Es ist nicht mehr geheuer in der alten Ziegelscheune; Gendarmen streifen dort umher. Ich fürchte, man ist mir auf der Spur. — Horch! was war das?“ unterbrach er sich, plötzlich aufschauend.

„Es wird wohl das Fenster unten in der Küche sein,“ beruhigte die Mutter, „wahrscheinlich steht es offen, und wenn der Wind es schüttelt, so macht es dieses Geräusch; ich kenne das von früher her.“

„Du hast also genug Geld für die nächsten Monate, Mutter?“

„Vollauf genug, Paul.“

„Hörtest Du nichts?“ flüsterte er, indem er mit gespannter, wilder Miene nach der Thüre schaute.

Die Frau war todtenbläß geworden. Auch sie hatte das Geräusch vernommen. Diesmal ließ es sich nicht

mit dem vom Winde bewegten Fensterflügel erklären. Es war offenbar jemand unten in der Küche, der den Weg nur durch's Fenster genommen haben konnte.

„Sie sind mir auf den Fersen!“ zischte Nölling, die Fäuste ballend. „Aber wehe dem, der mir zu nahe kommt! Er ist ein Kind des Todes!“

„Keine Gewalt, Paul!“ bat die Alte, „um Gottes Willen keine Gewalt! Das könnte Deine Lage nur verschlimmern. Hier hinaus!“ fügte sie hastig hinzu, nach dem hintern Fenster deutend. „Das Fenster ist nicht hoch. Dann den Berg hinauf und in den Wald hinein. Ich will hinunter in die Küche und will die Leute aufzuhalten suchen. Fort, Paul! fort!“

Sie nahm die Lampe und eilte mit zitternden Knien in die Küche hinab. War sie auch auf nichts Gutes gefaßt, so wankte sie doch entsetzt zurück, als ihr ein Helm und ein Gewehrlauf entgegenblitzten. Dennoch ermannte sie sich zu der Frage: „Wer sind Sie und was wollen Sie hier?“

„Wer ich bin, das sehen Sie wohl, gute Frau,“ antwortete der Gendarm kurz und barsch und riß ihr die Lampe aus der Hand. „Bewache das Fenster,“ wandte er sich nach dem weitgeöffneten Küchenfenster zurück, hinter welchem ein zweiter Helm funkelte, „Frankt soll vor der Hausthür bleiben, bis ich Euch das Zeichen gebe.“

Die alte Frau unsanft bei Seite schiebend, eilte der Gendarm mit der Lampe in der Hand an ihr vorüber und polsterte die Holzterrasse hinauf.

Einen Augenblick mußte Frau Nölling sich an den Thürpfosten lehnen. Aber die Angst um ihren Sohn gab ihr die Kraft zurück, dem Gendarm zu folgen.

Das Zimmer war finster. Sie hörte den Gendarm im anstoßenden Zimmer rumoren. Gleich darauf trat er mit der Lampe herein. Das hintere Fenster stand offen. Er schien



Johann Josef v. Görres.

es erst jetzt zu bemerken.

„Da ist er hinaus!“ rief der Gendarm unter einem Fluche und leuchtete hinab, um die Höhe zu messen. Hastig setzte er die Lampe auf den Tisch, schwang sich auf die Fensterbrüstung und war verschwunden.

Frau Nölling hörte, wie er im Sprunge die Erde berührte. Ein schriller Pfiff tönte. Trappelnde Schritte kamen um das Haus herum, sie beugte sich zum Fenster heraus und sah drei dunkle Gestalten die Anhöhe hinter dem Hause hinaufsteilen.

Athemlos lauschte sie in die Nacht hinein, die Hände an die Brust pressend.

Nach einigen Sekunden tönte ein Pfiff in der Ferne, worauf es wieder still ward.

Dann vernahm sie mehrere Rufe, die sich weiter und weiter entfernten. Plötzlich krachte ein Schuß — und ein zweiter folgte gleich darauf.

Nun trat Todtenstille ein.

Die alte Frau sank zusammen und blieb eine Weile bewegungslos liegen. Endlich hob sie den Kopf, blickte mit hohlem Auge im Zimmer umher und faltete verzweifelt die Hände.

„O, Gott!“ stöhnte sie, „gehe nicht zu hart mit mir in's Gericht! Sei barmherzig und strafe nicht an meinem armen Sohne die unselige That, die ich einst hier beging, hier an diesem Orte, wohin Deine Schickung mich nach zwanzig Jahren wieder zurückgeführt hat!“

XXXII.

Felicitas empfand, wie Wolfgang, daß ihre süßesten Hoffnungen vereitelt, ihr Glück für immer zerflüßt war, und fühlte ihr Schicksal in seiner ganzen zermalmenden Schwere, aber sie dachte in ihrem Schmerze mehr an den Mitgenossen desselben als an sich selbst. Daß ihm Trost und Stärke zu Theil werde, das Unabänderliche zu tragen, daß er sich in seinem Seelenschmerze nicht durch seine ungestüme Natur fortreißen lasse, Vergessenheit und Zerstreuung auf den Bahnen der Gefahr oder der Sünde zu suchen, war ihr tägliches Gebet. O, hätte sie ihn wie ein Schutzgeist umgeben, Gefahren von ihm abwenden, ihn wie ein Schild gegen die Bosheit der Welt, vielleicht vor seiner eigenen Leidenschaft schützen können! Sie würde es mit Aufopferung ihres Lebens gethan haben.

Dies waren die Empfindungen des weiblichen Herzens in derselben schmerzlichen Lage, welche bei Wolfgang ganz andere Gefühle erzeugt hatte. Er trug das ihm auferlegte Geschick nur mit Bitterkeit und Groll, und sein Seelenzustand war der einer fortwährend gährenden Empörung.

Aber Wolfgang hatte die Welt vor sich, in ihr konnte er Erleichterung und Ablenkung suchen. Felicitas hatte nichts, um die erste Schärfe ihres Kummer abzustumpfen; in ihrem Dasein gab es keine Abwechslung, die ihre Gedanken von ihrem eigenen Ich ableitete. Nur Melanie war da, die noch immer, von Lehner's Gastfreundschaft festgehalten, auf Göltnitz weilte. Wußte auch Felicitas, daß diese Gastfreundschaft ihres Vaters durchaus keine uneigennütige war, so dankte sie ihm im Stillen doch dafür, denn die Gegenwart der Freundin schützte sie vor gänzlicher Vereinsamung, welche ihr in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung vielleicht unerträglich gewesen wäre.

Es giebt Umstände und Lebenslagen, wo sich in wenigen Stunden die Herzen durch stärkere Bande miteinander verknüpfen, als der vertrauteste Umgang in einem ganzen langen Leben sie zu geben vermag.

Demselben schönen Traume, den Felicitas geträumt, hatte sich auf kurze Zeit wohl auch Melanie hingegeben; Felicitas wußte nun, was es heißt, von kalter rauher Hand daraus erweckt zu werden, und konnte die ganze Tiefe der Seelenqual ermessen, welche die Freundin schon längst schweigend ertragen hatte. Verstoßen weilte ihr Blick jetzt oft auf Melanie; ihr eigenes Innere erschloß ihr die Quelle der Leidenschaft, welche in dieser warmen Brust wogte, und in ihrer Demuth fragte sie sich selbst: „Was bin ich denn, daß er mich, gerade mich lieben sollte und nicht sie?“

Sie ging noch weiter in ihren Gedanken. „Nun er weiß, daß wir niemals vereinigt werden können,“ sagte sie sich, „wäre es da nicht möglich, daß sein Herz sich einem Wesen zuwendete, welches seiner Liebe so

würdig ist, und könnte Melanie ihn vielleicht nicht auch glücklich machen?“ Es schien ihr undenkbar, daß er ein so schönes, begabtes Mädchen oft sehen könnte, ohne sie am Ende zu lieben, wenn einmal die Liebe zu einer anderen in ihm zu verblaffen beginne.

Diese Fragen beschäftigten Felicitas oft. Aber um ihnen näher zu treten, mußte sich die Heftigkeit ihres Schmerzes erst sänftigen. Sie wollte auch keine Hoffnungen wecken, wo sie nicht sicher war, ob diese nicht getäuscht werden könnten. Doch Melanie sollte und mußte erfahren, daß der Mann, den Felicitas von ihr geliebt wußte, frei war, denn es konnte für ihre Handlungsweise und ihr Schicksal von wesentlicher Bedeutung sein.

„Melanie,“ sagte sie eines Tages, als beide Mädchen allein im Zimmer saßen, „ich fürchte, Sie sind nicht glücklich. Ich kann jetzt inniger als je zuvor mit Ihnen empfinden, denn auch ich bin nicht glücklich.“

Melanie fuhr auf.

„Nicht glücklich, Felicitas?“ fragte sie mit ungläubigem Erstaunen, „Sie — nicht glücklich! Ich glaubte, Ihnen sei das beneidenswerthe Schicksal bestimmt, den Menschen zu zeigen, daß es selbst auf dieser armen Erde möglich ist, glücklich zu sein.“

„Warum, liebe Melanie, sollte ich von anderen Menschen eine Ausnahme machen?“ entgegnete Felicitas. „Ich bin nicht so eitel, mir einzubilden, ich habe verdient, daß meinen Hoffnungen Erfüllung werde.“

Melanie blickte ihr ernst und traurig ins Gesicht und schwieg eine Weile. „Sprechen Sie, Felicitas,“ bat sie endlich, „sagen Sie mir alles — aber sagen Sie nicht, daß er Ihrer unwürdig gewesen sei, denn das würde ich nimmermehr glauben, selbst nicht aus Ihrem Munde.“

„Verhüte der Himmel!“ rief Felicitas. „Er ist der glühendsten, der unwandelbarsten Liebe werth, die nur immer das weibliche Herz zu empfinden vermag. Aber wir können einander nie angehören. Fragen Sie mich nicht nach dem Warum, denn das ist ein Geheimniß, welches ich mit mir in's Grab nehmen muß. Mein einziger Wunsch ist, ihn glücklich zu sehen mit einem Wesen, welches es verdient, an seiner Seite durch's Leben zu gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die ersten Apotheken.

Gegen den Tod ist zwar bis zur heutigen Stunde noch kein Kraut gewachsen. Den Gefürchteten aber möglichst lange fern zu halten, erachtete man von jeher eine Menge von Ingredienzen und Mixturen für geeignet, die heute als Arzneimittel in staatlich concessionirten Apotheken hergestellt und verabreicht werden. Im Alterthum gehörte die Einsammlung und Zubereitung von Heilmitteln zu den Obliegenheiten der Priester. Später fiel den Aerzten nicht allein das Verschreiben, sondern auch die Herstellung ihrer Recepte zu. Erst im 8. Jahrhundert gelangte die Pharmacie zu einer Selbstständigkeit; damals wurde in Bagdad die erste, an eine Apotheke erinnernde Niederlage und Verkaufsstätte von Arzneimitteln errichtet. Ein arabischer Arzt war es auch, der im neunten Jahrhundert die erste Pharmacopöe schrieb. Ueber Spanien gelangten dann die ersten Apotheken nach Italien, wo sie sich namentlich in Salerno großen Ruf erwarben. In Frankreich kämpften schon im 13. Jahr-

hundert Aerzte und Geistliche gegen den unbefugten Verkauf von Heilmitteln durch Droguisten und Kräuterkändler, doch erst im 16. Jahrhundert wurde durch königliche Verordnung verfügt: „Wer Specerist ist, ist nicht Apotheker, wer Apotheker ist, ist auch Specerist“. Dementsprechend bildeten dann beide Classen eine Zünng, aber mit getrennter Vorsteherchaft.

In Deutschland waren bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts noch keinerlei Anstalten vorhanden, die sich als Apotheken in unserem Sinne anführen ließen. Erst am Schlusse des eigentlichen Mittelalters sehen wir Wort und Begriff der Apotheke als einer öffentlichen Veranstaltung im Interesse der Gesundheitsverhältnisse des Publikums auftauchen.

Was man bis dahin mit dem Worte Apotheke bezeichnete, stellte nichts weiter dar, als einen Kramladen, ein Magazin der unterschiedlichsten Handelsartikel. Im

Medicin, die als „Raths- oder Stadtphysici“ diesem ihrem neuen Amte vorstanden. Auch die Apotheker waren Staatsbeamte mit fester Besoldung. Sie mußten nach einer „von dem hochedlen Rathe der freien Reichs- und Handelsstadt Bremen“ 1532 ausgestellten Urkunde eidlich versprechen, „daß sie für alle ihre Kräuter und Heilmittel der Herren Geld zu ihrem Besten getreulich anrechnen und alle Abende in den Kasten stecken, auch das Pharmacopolium bei Tag und bei Nacht pflichtschuldig in Obacht nehmen wollten“.

Außer ihrem Gehalt wurden die staatlich angestellten Apotheker noch mit manchen Rechten und Privilegien ausgestattet. Sie waren von vielen bürgerlichen Lasten frei, hatten keine Accise zu entrichten, keine Wachtdienste zu thun u. s. w. Auch richtete man ihnen zu ihrer Bequemlichkeit neben ihrem Laboratorium sogenannte „Wurzelgärten“ ein, damit sie die zur Bereitung von Heilmitteln



Weiskhaus bei Füssen.

Jahre 1343 endlich, zur Zeit, „als ein großes Sterben unter den Menschen herrschte“, richtete der Rath der freien Reichsstadt Frankfurt am Main ein unter seiner Aufsicht und seiner Polizeiordnung stehendes Magazin zur Bereitung und zum Verkauf von Arzneimitteln her und nannte diese Niederlage „des Hochedlen Rathes Apotheke“. Das war das erste derartige Unternehmen in Deutschland. Dem Beispiel Frankfurts folgten dann bald Augsburg, Prag, Prenzlau, Nürnberg, Stuttgart, Ulm und Leipzig (1409). Im Jahre 1488 erst wurde vom Kurfürsten Johann Cicero, dem ersten der Hohenzollern, der seinen bleibenden Wohnsitz nach der Mark Brandenburg verlegte, unsere heutige Reichshauptstadt Berlin mit einer Apotheke bedacht.

Die Ueberwachung dieser neuen Apotheken oder „Pharmacopolia“ (Arzneiläden), wie man sie amtlich gern nannte, übertrug man promovirten Doctoren der

erforderlichen Kräuter selbst „aufziehen“ konnten. Eine eigens dazu eingesetzte Rathscocommission, die „Apothekherren“, nahm jeden Monat die Einkünfte der Apotheke entgegen und unterzog sie alljährlich einer Revision. Wer Apotheker werden wollte, mußte vier Jahre in einer Apotheke lernen und dann eine Prüfung bestehen. Die amtliche Grundlage der pharmaceutischen Kunst bildete bis 1637 eine von einem im 13. Jahrhundert zu Alexandrien leberden griechischen Arzte verfaßte Anweisung zur Bereitung von Heilmitteln. Auch sonst waren viele aus dem Arabischen stammende Werke im Gebrauch, und gleich der Heilkunst stand auch die Pharmacie mit der Astrologie in engster Verbindung.

Den besten Einblick in das Apotheker- und Medicinalwesen früherer Zeiten gewähren uns die Apothekerordnungen, die im 16. und 17. Jahrhundert von den städtischen und staatlichen Behörden erlassen wurden. Wir

ersehen aus ihnen, daß, wenngleich man die Schriften der ausgezeichneten Aerzte des Alterthums Hippokrates und Celsus wieder in den Bereich der medicinischen Studien gezogen und der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers erneute Beachtung geschenkt, wenngleich ferner der merkwürdige Theophrastus Paracelsus (geb. 1493) der Heilmittellehre eine wissenschaftliche Grundlage gegeben hatte, dennoch in der Medicin sowohl wie in der Pharmacie der Aberglaube und der Charlatanismus noch viele Menschenalter hindurch eine bedeutende Rolle spielen durfte. In diesen Apothekerordnungen sind fast sämtliche Heilmittel und damit verwandte Gegenstände aufgezählt, die in der Apotheke herzustellen und vorrätig zu halten sind. Sie umfassen nicht allein das Thier- und Pflanzenreich, sondern auch Theile des menschlichen Leibes, sowie Geschöpfe, die in Wirklichkeit gar nicht existirten, wie z. B. das fabelhafte Einhorn, dessen Horn — der Zahn des Narwals — man das Pfund für 1536 Thaler verkaufte! Auch andere Thiere oder ihre Glieder und Erzeugnisse nahmen unter den Vorräthen der Apotheken einen hohen Rang ein und mußten von den Hilfe erbittenden Kranken mit Gold aufgewogen werden. Oberan stand der Wolf, dem man die große Ehre in medicinischer Hinsicht erzeugte, die ärztliche Verwendung seiner Körperteile zum Gegenstand einer eifrig getriebenen Wissenschaft, der „Lyfographie“, zu gestalten. Auch aus den Körpern edler Jagdthiere wurden Theile entnommen und zu pharmaceutischen Zwecken verwandt: Hirschhaare, Hirschhorngeist, Hirschthranen aus dem rechten wie aus dem linken Auge, Elensshorn und Elensklauen, Hasenhaar, Hühnermagenhaut, Biderschmalz, Entenfett und Schlangenfett! Auch Auswurfstoffe wurden häufig verschrieben, dann Erde und Steine, die sich im Magen mancher Thiere finden. Große Heilkräfte suchte man auch in den Schädelknochen der eines gewaltsamen Todes gestorbenen Menschen. Aus ägyptischen Mumien zog man kräftigende Getränke, und das besonders von den Scharfrichtern bezogene Fett menschlicher Körper diente gegen Rheumatismus! Das kostbarste Arzneimittel, welches die alten Apothekerordnungen aufzählen, war das „Moos von eines Menschen Hirnschal“, eine kleine Schmarogerpflanze, die auf den Schädeln der armen Sünder aufspröß, wenn man sie so lange am Galgen hängen ließ.

Schier endlos ist die Zahl von Kräutern, Blüten und Wurzeln, die in den Wurzeltärten der Apotheken gepflegt oder von angestellten „Wurzweibern“ oder „Wurzlerinnen“ herbeigeschleppt wurden. Auch bei diesen hatte der Aberglaube ein gewichtiges Wort mitzureden. Da war es insonderheit die Mistel, ein auf der Eiche oder auf Obstbäumen wucherndes Schmarogergewächs, die in den alten Apotheken fast für ein Universal-Heilmittel gegen alle Gebrechen der Welt gehalten wurde. Diese Annahme reicht zweifelsohne bis in die Tage der keltischen Druiden zurück, welche die Mistel als das Heiligste in der Natur verehrten, dessen kundigem Gebrauche jegliche Krankheit von Menschen und Thieren weichen müsse. Die Mistel wurde vor allem als Specificum gegen die Fallsucht verwandt und noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinab als solches in gelehrten Büchern empfohlen.

Schließlich sind noch zu erwähnen die edlen Metalle und die Halb- und Ganz-Edelsteine, die unter den Apothekergewaren früherer Zeiten nicht den letzten Platz einnahmen.

„Fein Gold“, „gemeines Blattgold“, „geschlagenes Silber“ u. a. m. wurden gemahlen oder feingeschnitten in bestimmten Liqueuren als Mittel gegen gichtische und Unterleibskrankheiten verabreicht. Den Edelsteinen schrieb man noch bis zum Beginne des 19. Jahrhundert eine besondere Heilkraft zu, dem einen, wenn man ihn trug, andern, wenn man sie auf den erkrankten Körperteil legte. Der Beryll heilte Magen Schmerzen, der Lapislazuli das Fieber, der Rubin schützte vor Gift, der Smaragd stillte Blut, der Saphir kräftigte das Herz, der Türkis die Augen, der Diamant versöhnte die Liebenden, eine Eigenschaft, die er wohl noch heute behält — wenn er als Geschenk antritt. Auch verordnete man das Trinken von zerfeinerten echten Perlen; Ludwig XIV. suchte durch solche Mittel im Alter seine Jugendkräfte wieder zu gewinnen.

Geheimmittel, Elixire, Pulver und Pillen, die laut Dankschreiben geheilter Patienten alle möglichen Beschwerden beseitigten, gab es schon vor Jahrhunderten. Ludwig XIV. bezahlte 48,000 Frs. für ein einziges Recept. Es existirte z. B. der „Balsam des barmherzigen Samariters im Evangelium“. „Der Samariter“, hieß es in dem Begleitbrief, „bediente sich dieses Mittels, um einen wundenbedeckten Kranken zu heilen.“

Nachdem wir im Vorstehenden in kurzen Zügen die Entwicklung und Eigenart der alten Apotheken zu schildern versuchten, erübrigt noch, auch die ferneren Obliegenheiten des frühern Apothekenverwalters mit einigen Strichen zu zeichnen. Interessant für die Leserinnen wird es sein, daß die Apotheker im späteren Mittelalter und während der Renaissanceperiode nicht allein die Parfums, Seifen und Pomaden unter der Maske von Heilmitteln vertrieben, daß sie nicht nur den Kaffee, den Thee und die Chocolate als „wunderthätige Medicinalspecies“ führten, sondern daß es ihnen auch oblag, unsere Ahnmütter mit Confect, Fruchtsäften und Liqueuren zu versorgen.

Verschiedene alte Bücher geben uns darüber nähern Aufschluß. So das um 1540 in Straßburg gedruckte Werk mit dem langen Titel: „Unterweisung allerley Latwergen, Confecte, Conserven, Eynlegungen von mancherley Früchten, Blumen und Kräutern samt andern künstlichen und anmuthiglichen Gerüchen, wie solche in den Apotheken gemacht und verkauft werden.“ Ein anderes, zwei Jahre später erschienenen Büchlein: „Petraarchas Trostspiegel“, zeigt uns sogar auf dem Titelblatt eine Apotheke aus der ersten Zeit ihres Bestehens. Die Flaschen und Schalen, die der alte Holzschnitt aufweist, gleichen vollständig den noch heute in den Apotheken üblichen Büchsen.

Eine erstaunliche Regsamkeit und Vielseitigkeit entfaltete der frühere Apotheker als Liqueurfabrikant; er zog nicht nur unzählbare Mengen von „Aquaviten“ ab, er wartete auch mit den unterschiedlichsten Gewürzweinen und feinsten Bieren auf, unter denen das „Danziger“, dessen Verkauf er monopolisirte, den größten Ruf erlangte. Und wie reichhaltig waren nicht die Erzeugnisse, die er als Conditior zu Tage förderte! Mußte er doch für alle größeren Feste, Hochzeiten, Kindstausen und Begräbnisse den Bedarf an Torten, Kränzeltuchen, Marzipanen und Marmeladen decken. Sogar mit der Herstellung „extrafeiner“ Schüsseln, Borgerichte, Pasteten und Kapaunbrühen befaßte sich der sein Interesse ernst vertretende Apothekenverwalter. Also Pharmaceut, Parfumeur, Conditior, Krämer und Garfoch in einer Person!

Die gute alte Zeit! So denkt vielleicht mancher



Heimwärts. Nach einem Originalgemälde von Adolf Lüben.

Photographie im Verlage der Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. G. Albert & Co.

Apothekenbesitzer unserer Tage, der sein Walten auf einen so kleinen Umfang eingeschränkt sieht.

Die Allgemeinheit aber muß sich glücklich schätzen, daß mit der Reform der Arzneikunde, mit ihrer wissenschaftlichen Begründung und naturgemäßen Vereinfachung eine gründliche Umgestaltung des Apothekenwesens Hand in Hand gegangen ist. („Köln. Ztg.“)

Zu unseren Bildern.

Johann Josef v. Görres

wurde am 25. Januar 1776 zu Coblenz am Rhein geboren. Sein Vater war ein braver, schlichter Holzhändler, die Mutter stammte aus Italien. Er absolvierte das Coblenzer Gymnasium und sollte sich in Bonn der Arzneiwissenschaft widmen. Da zogen die französischen Truppen in die Rheinlande ein. Die ganze Bevölkerung wurde vom politischen Freiheitsstaumel fortgerissen, alle jungen Köpfe, unser Görres voran, wähten, das Ende der alten, vielfach verrotteten Zustände sei gekommen und das Morgenroth einer besseren Zeit angebrochen. Kaum zwanzig-jährig, trat er in Clubs und Volksversammlungen als feuriger Redner für die Sache der neuen „Freiheit“ in die Schranken und gründete zuerst „Das rothe Blatt“, später den „Rübbezah“, zwei Zeitungen, in denen er mit größter Schärfe und Uner-schrockenheit zunächst den alten Mißständen Deutschlands, bald darauf aber auch den französischen „Schurken und Böfewichtern“ entgegentrat und die deshalb beide nach kurzem Bestande unterdrückt wurden. Später zog er sich vom öffentlichen Leben gänzlich zurück und nahm 1804 eine Stelle als Lehrer der Physik an der Secundärschule seiner Vaterstadt an. 1806 begab er sich nach Heidelberg, wo er an der Universität Vorlesungen über Geschichte und Literatur hielt und mit Clemens Brentano und Arnim die „Einsiedlerzeitung“ und hierauf mit Unterstützung Jos. v. Eichendorff's „Die deutschen Volksbücher“ herausgab. 1813 wandte er sein Interesse der glorreichen Erhebung Deutschlands zu und ließ nun den „Rheinischen Merkur“ erscheinen, der 1816 durch eine Cabinetsordre aus Berlin unterdrückt wurde. 1820 mußte er vor den Nachstellungen der preussischen Regierung nach Strassburg flüchten. Hier verweilte er bis 1827. In der Broschüre „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona“ hat der große Geist die Hoffnung, daß „von der Politik der Hölle ein Heil für die Völker zu erwarten stehe“, endgiltig aufgegeben und tritt von jetzt an immer entschiedener auf als Vertheidiger der gläubig-christlichen Weltanschauung und der katholischen Kirche gegen die unchristliche Geschichtsforschung und Philosophie sowie gegen die Uebergriffe des protestantischen Staatsgöthtums. Seine Thätigkeit in dieser Richtung entwickelte er zuerst als Mitarbeiter des „Katholik“, dann nach seiner im Jahre 1827 erfolgten Berufung als Universitätsprofessor nach München, wo sich ein großer Kreis hochbegabter katholischer Männer und Jünglinge um ihn scharte, durch die Schrift „Ueber Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte“ (1830), weiter in seiner merkwürdigen „Mystik“, dann in seinem aus Anlaß der Verhaftung des Kölner Erzbischofs erschienenen unsterblichen „Athanasius“ (1838), ferner als Mitgründer und Mitarbeiter der berühmten gelben Hefte, der „Historisch-politischen Blätter“, endlich durch die gegen den Deutschkatholizismus gerichtete Schrift „Die Wallfahrt nach Trier“ (1845) und durch seine als Mitglied der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften verfaßten geschichtlichen Abhandlungen. Görres wurde an seinem 72. Geburtstag von einer ernstlichen Krankheit befallen und starb nach kurzem Leiden am 27. Januar 1848. Er war ein „Hercules der Wissenschaft“, ein Publicist und Geschichtsphilosoph ersten Ranges, ein gewaltiges Schwert seiner Nation und seiner Glaubensgenossen im Kampfe für Wahrheit, Freiheit und Recht.

Weißhaus bei Füssen.

Wir haben kürzlich die Ansichten des Städtchens Füssen und der beiden Königschlösser Hohenschwangau und Neuschwanstein gebracht und laden heute den freundlichen Leser ein, mit uns die landschaftlichen Reize der Umgebung Füssens zu genießen. Aus der Ferne grüßen im Süden die Höhenzüge des Dreifaltenbergs, während in majestätischer Pracht im nahen Hintergrunde der Säuling zum Himmel ragt, weit hinausschauend über die bayerische Hochebene. Hier siehst du die Berge um Seege und den langen Rücken des Sulzberges, den Auerberg und an der Grenze des Hochlands gelegen den Senggele, Buchs, Zwielfel- und Tiefenthalberg. Und hast du dich satt gesehen an den

schönen Reizen, welche die Landschaft im weiten Umkreise dir bietet, dann lenke deinen Weg zum nahen Walde mit seinen herrlichen Anlagen und Spaziergängen. Und willst du mit dem Schönen auch das Angenehme verbinden, so führt dich der Alpenrosenweg nach einer Stätte, wo deiner Erholung und Erfrischung wartet, wie du dir es kaum besser wünschen mögest. Es ist das allen Touristen wohlbekannte und mit Vorliebe aufgesuchte Gasthaus, benannt Weißhaus. Hier findest du alles, wonach ein Touristenherz verlangt: eine vorzügliche Küche, excellenten Keller, aufmerksame und freundliche Bedienung und gemüthliche Gesellschaft. (Unser heutiges Bild ist nach einer Photographie von Ludwig Schrader in Füssen am See.)

Heimwärts.

Heute bringen wir unsern Lesern ein Bild nach einem Originalgemälde des russischen Malers Adolph Lüben. Der Künstler bildete sich ursprünglich in Berlin aus, wirkte seit 1860 in Antwerpen und trat hierauf zur Landwirthschaft über. Lüben gab dieselbe indeß bald wieder auf und übte in Berlin selbstständig seine Kunst aus, um 1876 nach München überzusiedeln. Unser heutiges Bild ist dem landwirthschaftlichen Leben entnommen. Die geunden, frischen und kräftigen Gestalten — Oberländer vom Mähen heimkehrend —, welche der Künstler im Bilde so naturgetreu zu fixiren verstand, werden gewiß auch bei unsern Lesern eines sympathischen Eindruckes nicht verfehlen.

St. Afra.

Die Lohe glüht, das Meißig brennt,
Und Rauch zum Himmel steigt,
Am Pfahl das Mädchen jeder nennt,
Das heut zum Tod sich neigt.
Die Vulkin ist's, die manche Nacht
Beim Schwelgermahle hingebracht,
Die Christum jetzt bekennet.

Statt Perlenohrren zwingt ein Strich
Die edlen Glieder um,
Sie klagt nicht um ein Jugendsglück,
Leis betet nur der Mund.
Ihr Fuß ging oft die Sünderbahn,
Nun lecken schon die Flammen b'ran,
Der Henker weicht zurück.

Und dichter walt der schwarze Qualm,
Der helle Brand berglimmt,
Es hat noch einen Dankespalme
Die Martyrin angestimmt.
Still wird's nun auf dem Hochgericht,
Ihr Leben flieht, wie's Sonnenlicht
In Wolken jetzt verschwimmt.

Hoch oben glänzt das Sternenzelt,
Die Woge mit Woge tauscht,
Im nächst'gen Schweigen ruht die Welt,
Und auch kein Häßer lauscht.
Vom Ufer her auf schwankem Kahn
Mit Priestern fromme Frauen nah'n,
Indeß der Strom enttauscht.

Ein kleiner Kreis steht an dem Pfahl,
Den noch das Holz umbaut,
Sie haben wie ein Glaubensmal
Die Lobte angeschaut.
Der zarte Leib war unversehrt,
Die Flamme hat ihn nicht begehrt. —
Gilt fort, der Morgen graut!

Unfern der Stadt ein Grabmal stand,
Darin im Sarkophag
Die Martyrin ihre Ruhe fand,
Gh' neu erschien der Tag.
Und über'm Grabe pries man laut
Die Helbin und die Gottesbraut,
Wenn auch ihr Leib erlag.

Ein hebr'es Münster wölbt sich jetzt
Ueber dem Martyrgrab,
Zum Ruhm des Glaubens hingesezt,
Den Gott der Helbin gab.
Schon viele Wetter hielt es aus,
Es bleibe stets des Glaubens Haus
Jahrhunderte hinab. Adolph Müller.